

## **Terézia Mora: Der einzige Mann auf dem Kontinent**

Das hatten wir schon einmal: Eine Frau kommt aus Südosteuropa nach Deutschland, verfasst auf Deutsch, das ihre Muttersprache ist, literarische Werke und hat damit aufsehenerregenden Erfolg. Herta Müller hat es bei dieser Konstellation bis zum Nobelpreis gebracht. Unserer heutigen Autorin ist das noch nicht gelungen (sie hat auch noch vierzehn Jahre Zeit, um wie die Banater Schwäbin mit 56 in Stockholm geehrt zu werden), aber die beiden bedeutendsten deutschen Literaturpreise hat sie schon errungen.

Terézia Mora wurde 1971 in der ungarischen Stadt Sopron [ˈʃɒprɒn] geboren. Dass die Stadt auch einen deutschen Namen hat, Ödenburg, ist kein Zufall. Sie liegt 70 km von Wien entfernt gleich hinter der österreichisch-ungarischen Grenze und hatte Mitte des 19. Jahrhunderts über 90 % deutschsprachige Einwohner, 1910 immerhin noch 51 %. Nach dem zweiten Weltkrieg sank der Anteil zwar deutlich unter die 10%-Prozent-Marke (derzeit dürften es etwa 5 % sein), aber es gibt immer noch eine deutsche Präsenz: Sie zeigt sich z.B. in der Zweisprachigkeit der Straßenschilder und in der Tatsache, dass es eine „Deutsche Nationalitätenschule“ gibt. Moras Familie gehörte zu dieser kleinen, aber durch lange Tradition gestützten deutschsprachigen Minderheit, das Kind lernte sowohl Deutsch als auch Ungarisch. (Dass das Deutsch genau genommen Österreichisch war, merkt man noch heute gelegentlich: Bei Mora schaut man nicht „zum Fenster hinaus“, sondern „beim Fenster hinaus“, Tomaten heißen „Paradeiser“ u. a. m.) Terézia wuchs allerdings nicht in der Stadt Sopron selbst auf, sondern in einem Dorf in der Nähe (beim Neusiedler See), und keineswegs zu Füßen eines Bücherregals mit Goethe und Grillparzer, sondern in einem bildungsfernen Milieu - sie spricht von „Misstrauen gegenüber jeder Form von Intellektualität“, zudem von „Repression“ durch „autoritäre Systeme“ (Kommunismus, bäuerliche Tradition, katholische Kirche), von „sexueller Frustration“, „seelischer Verwahrlosung“, „Härte des Herzens“ und „Gewalttätigkeit“. Kaum zu begreifen, dass das Mädchen schon früh anfang, Gedichte zu schreiben, eher verständlich, dass sie mit 17 von zu Hause wegging, zuerst nach Budapest, dann mit 19, im Jahre 1990, also gleich nach der Wende, in die deutsche Hauptstadt, wo sie heute noch lebt. Sie studierte in Berlin Hungaristik und Theaterwissenschaften („demotivierend“) und machte an der Deutschen Film- und Fernsehakademie eine Ausbildung zur Drehbuchautorin („unbefriedigend“). Seit 1998 ist sie freie Autorin und Übersetzerin. Sie gehört zu den renommiertesten Übersetzerinnen aus dem Ungarischen (man hat ihr z.B. Hauptwerke von Péter Esterházy anvertraut), aber noch mehr reüssierte sie als Autorin: Neben Drehbüchern, einem Theaterstück, einem Hörspiel schrieb sie Erzählungen und bisher drei Romane. Der Erstling von 2004, „Alle Tage“, hat ihren Namen in der Literaturszene bekannt gemacht. Mit den anderen beiden hat es eine besondere Bewandnis: Sie sind Teile einer geplanten Trilogie. Unser Roman „Der einzige Mann auf dem Kontinent“ von 2009 macht den Anfang, „Das Ungeheuer“ von 2013 ist der zweite Teil, der dritte steht noch aus. (Mora wusste über diesen ursprünglich nicht viel mehr, als dass

sie für den Helden „ein besseres Ende als den Tod suchen“ will.) - Auszeichnungen hat Terézia Mora in großer Zahl bekommen (eine davon, einen Übersetzerpreis, „für ihr Lebenswerk“ – 2011, als sie 40 Jahre alt war!). Für das „Ungeheuer“, das Mittelstück der Trilogie, wurde ihr im Erscheinungsjahr 2013 der Deutsche Buchpreis verliehen. Und auch den Georg-Büchner-Preis hat sie inzwischen erhalten, 2018. Jetzt kann man neugierig sein, was ihr der dritte Roman der Trilogie einbringt ...

Obwohl das Buch, mit dem wir uns heute beschäftigen, also als erster Teil einer geplanten Dreierheit gedacht ist, sollten wir es als selbständiges Werk betrachten – auch wenn der zweite Roman sich handlungsmäßig genau anschließt, ist er von anderer Art, und es würde unser Buch beschädigen, wollten wir es als „Folge 1 der Serie“ vom zweiten Roman her lesen. - Die Handlung ist zeitlich klar verortet und klar strukturiert: Es geht um eine Woche im Leben von Darius Kopp, Sales Manager der Fidelis Wireless, vom Freitag, dem 5.9., bis Freitag, dem 12.9.; jeder Tag bildet ein eigenes Kapitel und ist noch unterteilt in „Der Tag“ und „Die Nacht“ (sowie ein paar überschneidende Abschnitte). Mora hat eine Begründung für diese gleichmäßige Einteilung: Sie zeige, wie die Zeit, was immer auch den Personen passiert, teilnahmslos im selben Tempo weiterrolle „wie eine Panzerkolonne“. - Als Jahr ist 2008 auszumachen, das Buch, 2009 erschienen, spielt also in der Gegenwart der Schreibenden. Zwei Referenzdaten sind bemerkenswert: Im Mittwoch-Kapitel wird in einer Aufzählung von Internet-Nachrichten erwähnt: „Kapitalerhöhung von Lehman Brothers geplatzt“ – der Leser spitzt die Ohren und schlägt nach: Am 15.9.08, drei Tage nach Ende der Handlung, beantragte Lehman Insolvenz und löste damit die Weltfinanzkrise aus. Und der Donnerstag der Woche ist der 9. September, also der siebte Jahrestag von Nine Eleven – wie wir erfahren, hat dieses Ereignis seinerzeit Darius und seine ihm eben angetraute Frau aus dem Ehebett an den Fernseher geholt. Eine globale Bedrohung im Rücken, eine vor der Nase: Schon das zeigt, dass wir es bei dem Geschehen, auch wenn es (zunächst) weithin heiter daherkommt, mit einem Tanz auf dem Vulkan zu tun haben.

Machen wir eine erste Bekanntschaft mit unserem Helden und mit dem Stil der Erzählung:

### **Text 1**

Darius Kopp hatte erst durch den Verlust seines Führerscheins lernen müssen, den öffentlichen Personennahverkehr zu nutzen. Seit der Wende, seit dem ersten 14 Jahre alten Gebrauchtwagen mit nichts anderem unterwegs gewesen als dem eigenen Kraftfahrzeug. Meinem eigenen *faradayschen* Käfig, darin meinem Lacantara-Sitz, meiner Klimaanlage, meinem Radio, meiner – ich verwende dieses Wort im weitesten Sinne – Sauberkeit, anstatt jeden Morgen und jeden Abend zusammen-gesperrt zu sein mit anderer Leute Ärsche und Aggressionen. Das gibt

mir das Gefühl, kein Loser zu sein. So einfach ist das. – Flora versteht das, aber, Liebster, ich halte es doch auch aus, also *ist* es auszuhalten, [...] also, halte durch. [...]

Bei der zweiten Station rief sein Autohändler an. (Ausgerechnet.) Der Leasingvertrag für den Dienstwagen läuft langsam, langsam aus. Ja, ich weiß. Wie ich bereits erwähnte, überlege ich, etwas zu downsize [...]

Telefonaffe.

Ein alter, abgerissener Mann. Noch kein Penner, aber beinahe [...], murmelte seitwärts unter seiner langen Nase hervor. [...]

Anzugaffe.

Er sagte es ihm in den Rücken. Der greise Feigling.

Darius Kopp ist keiner, der den Streit sucht, das hat er nicht nötig, nicht etwa, weil er so weise wäre oder sich so gut im Griff hätte, nein, er hat einfach das Glück, als sanftmütiger Mensch geboren worden zu sein. [...] Aber was zu viel ist, ist zu viel. [...]

Jetzt mach mal halblang, Opa, oder so etwas Ähnliches wollte Kopp sagen, aber dann fiel ihm etwas anderes ein – „Ja, ich habe auch meine hellen Momente“ – er fing *liebenswert* zu grinsen an und sprach also:

Wir können schließlich nicht *alle* in Lumpen gehen.

[...] Er ging rasch weg, er hielt es nicht für ausgeschlossen, dass der Alte ihm an den Kragen gehen und dass er kräftiger sein könnte, als er auf den ersten Blick aussah. Er hatte lange Fingernägel. Rasch unters Volk!

Jetzt sah er wirklich aus wie ein eiliger Businessmann, für den Zeit nichts Geringeres als pures Geld ist. Der silberne Laptopkoffer schwang kraftvoll in seiner Hand.

Überspringen wir den zweiten Teil der Fahrt [...].

Die Erzählweise hat ihre Eigenart: Sie mischt gepflegte („sanftmütig“), modische („downsize“), ordinäre („Ärsche“), archaisierend-ironische („und sprach also“) Ausdrücke. Und sie mischt die Perspektiven: Ein Erzähler ist unverkennbar („Überspringen wir ...“, der Erzähler führt beim Ablauf Regie; an anderen Stellen redet er Kopp gönnerhaft an: „Das, lieber Kopp, sind die Momente ...“ usw.), aber ohne jede Kennzeichnung kann persönliche Rede, als laute Äußerung oder als Gedanke, einsetzen,

der Erzählertext geht plötzlich in Ich-Form über, manchmal hat man Sätze vor sich, bei denen nicht ohne Weiteres klar ist, wem eine Aussage gehört (z.B.: „Darius Kopp ist keiner, der den Streit sucht ...“ – Stellt das der Erzähler in maßgeblicher Weise über ihn fest, oder ist das sein eigenes Bild von sich? Wenn ja, stimmt es?) Die Mixtur aus Er und Ich, aus Gesagtem und nur Gedachtem, Realität und bloßer Vorstellung ist eine Art Markenzeichen Moras - sie selbst spricht von „Multiperspektivität“, „Vielstimmigkeit“, davon, dass die Erzählung „einen Dialog mit sich selbst“ führe (das Auktoriale möge sie nicht und könne sie nicht). Diese Manier ist anregend, nicht ganz ohne Anspruch (manchmal muss man schon genau zusehen), aber zumindest in unserem Buch nur selten wirklich schwierig.

Das Ich, das häufig auftritt, ist zwar nicht in jedem Falle Darius, aber doch zumeist, und so können wir sagen: Der Roman ist trotz der Erzählerfloskeln (die fast wie ein ironisches Zitat aus der Erzähltradition wirken) im Grunde aus der Perspektive von Darius Kopp geschrieben.

Was für ein Mensch ist nun unser Held? Mittelalt (wir erfahren: 43jährig), Ossi, Großstadtbewohner (der Schauplatz ist Berlin, der Name wird allerdings nie genannt, es heißt nur einmal „deutsche Hauptstadt“; auch der Name der Heimatstadt fehlt lange, kurz vor dem Ende fällt der Name „Maidkastell“, ein Deckname für Magdeburg), und vor allem Geschäftsmann. Ist er ein Businessmann? „Jetzt sah er wirklich so aus wie ...“, heißt es. *Spielt* er nur den Vielbeschäftigten, „Kraftvollen“? Wir erfahren später, dass Zeit keineswegs Geld für ihn ist – es scheint, dass er eine Rolle vorführt, von der man nicht recht sagen kann, ob es die seine ist. (Vielleicht ist der Ausdruck „Businesskasper“, den Mitreisende einmal auf ihn münzen, wirklich treffend.) Dass er seine Situation als nicht ganz rosig empfindet, merken wir am geplanten Downsizing des Wagens. Und dass er im Grunde von Angst bestimmt ist, zeigt nicht nur sein Verhalten gegenüber dem heruntergekommenen, aber vielleicht doch noch gefährlichen Alten, sondern auch der Ausdruck „eigener faradayscher Käfig“ für sein Fahrzeug. Dessen Komfort gibt ihm das „Gefühl, kein Loser zu sein“ – ohne Auto ist er da nicht so sicher.

Eine Differenz zwischen Autostereotyp und Wirklichkeit gibt es auch bezüglich der Sanftmut, die Darius für sich in Anspruch nimmt. In der Tat ist er in manchen Konflikten zurückhaltend, unaggressiv, geradezu wehleidig, aber in ihm brodelt es oft gehörig, und einige Male belässt er es nicht bei einer zynischen Bemerkung wie gegenüber dem Alten im Bus, sondern er flucht auf ordinärste Weise vor sich hin; einmal geht das so weit, dass die Empfangsdame im Businesscenter, die gar nicht Ziel seines Vorsich-hin-Wütens ist, es sich verbittet, so etwas anhören zu müssen. Es ist eher eine anerzogene „Anständigkeit“ als ein Naturell, die ihn (in der Regel) hemmt, seiner Wut freien Lauf zu lassen, die ihn in bestimmten Situationen auch daran hindert, Gesetzesbrüche oder andere Normverstöße zu begehen, die sich verlockend anbieten.

Kein Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Selbstbild besteht bezüglich seines Äußeren: Der jugenhafte Vierziger ist fett (106 Kilo bei 1,78 m Körpergröße), und er

steht dazu. (Auch seiner Frau Flora macht das nichts aus.) Sein Bauch, über dessen Wölbung mehrfach das Hemd zerreißt, ist seine „Kathedrale“, er verbessert sich: sein „Dom“. (Dom bedeutet ja auch Kuppel.) Großen Umfang nehmen im Roman die Beschreibungen von Mahlzeiten aller Art ein, die immer Vorrang vor anderem haben (übrigens „globalisierte“ Mahlzeiten, mit Speisen aus aller Herren Länder); selbst im Büro ist der Schokoriegel samt Cappuccino mit Extrazucker immer wichtiger als die Arbeit. Wird er zum Essen aufgefordert, verschweigt er gegebenenfalls, dass er schon gegessen hat, und haut nochmals rein. Seine Frau versteckt zu Hause einen Teil der Lebensmittel, um sicher zu gehen, dass am Wochenende noch was da ist. Der Beginn der Esssucht und der Korpulenz ist genau bestimmbar: die Wende („Mit der Wende kam der Appetit“). Sie ist ihm in Erinnerung als ein beglückendes Ereignis: Er war 24, hatte „ein taufisches Informatikdiplom in der Tasche“ und sah nach den tristen DDR-Zeiten eine „wunderbare Zukunft“ vor sich „gleißen“. Die Fixierung auf reichliches und gutes Essen gehört also zu einer Art „Schlaraffenland-Syndrom“, die neue Republik mit den neuen wirtschaftlichen Möglichkeiten hat in Kopp einen ungeheuren Lebenshunger und damit auch Hunger im eigentlichen Sinn ausgelöst. (Als er und seine Frau zugleich ein Jahr arbeitslos sind, schwindet die Gier, er nimmt ab und beginnt übrigens auch, sich für Politik zu interessieren – die Hemmungslosigkeit der Fressneigung hat also etwas mit der Existenz in der Business-Welt zu tun.) Dass bei dem Dicken unzählige Male lästiger Schweiß ausbricht, zeigt, dass die optimistische Genussfreude etwas Zwanghaftes, Künstliches, mit geheimer Angst Verknüpftes an sich hat. Und auch das Asthma, das ihn seit seiner Kindheit quält und ihn nötigt, immer einen Spray gegen mögliche Anfälle bei sich zu führen, passt ins Bild eines Menschen, dessen heitere Oberfläche stets bedroht ist.

Interessant ist, welches Verhältnis Kopp zu der Stadt hat, in der er lebt und arbeitet.

## **Text 2**

Das ist meine Stadt. Ich betrachte sie wie ein Heimkehrender sein Zuhause und gleichzeitig wie ein erstmalig hier gelandeter Außerirdischer. Die Straßen sind breit, die Gebäude sind gemäßigt hoch und sandfarben, die Wege sind gut gepflastert und sauber gehalten, die Abgase gefiltert, es liegen Schienen, es fliegen Flugzeuge: eine wohlhabende Gesellschaft auf hohem technischem Entwicklungsstand. [...]

In Wahrheit ist *das* meine Sehnsucht. Die künstlichen Helligkeiten: Ampeln, die Lampen, die Reklamen, die Fahrzeuge, das Licht in den anderen Büros.

Er mag die Großstadt, er mag die Künstlichkeit (im Gegensatz zur freien Natur), aber auffällig ist, dass er nichts nennt, was von anderem unterscheidbar, identifizier-

bar wäre. Faszination durch die Großstadt gibt es in der Literatur zur Genüge, aber bei Döblin beginnt in „Berlin Alexanderplatz“ ein berühmter Abschnitt: „Der Rosenthaler Platz unterhält sich“ – ein bestimmter Platz wird vor Augen gestellt und sogar personifiziert; aus Joyce’s „Ulysses“ könnte man, würde Dublin in einem Atomkrieg zerstört, die Stadt rekonstruieren (so sagt man). Bei Kopp kommt keine einzige individuelle Gegebenheit vor, kein Straßename, keine Sehenswürdigkeit, kein Lieblingsort. Auch wenn einmal ein Computerladen vor ihm „*erblüht* wie eine gigantische, futuristische, wunderbare Blume“ (Elektronik als Natur-Ersatz!), so ist das eben irgendein Laden in einer unbenannten Shopping Mall wie unzählige ähnliche. Es gibt nur anonymes Licht, amorphes Brausen, austauschbare Orte (außer seiner Wohnung und der Bar, in der Flora arbeitet), nur „Nicht-Orte“ (non-lieux). Er schaut auf dieses völlig abstrakte Gebilde wie ein frisch gelandeter Marsianer, ohne individuelle Beziehung – und gerade das gefällt ihm, der ja eigentlich im Netz zu Hause ist, weil es technisch funktioniert und Wohlstand signalisiert.

Wir gehen noch einmal zurück zur Wende, mit der seine neue Existenz als frohgemuter Informatiker begann. Wie lief die berufliche Laufbahn in den 19 Jahren seither? Gut, zunächst. Er bekommt in der Heimatstadt Jobs, die seinem Anspruch genügen. (Arbeit muss Befriedigung verschaffen, sonst ist immer nur Alltag – ein Nachhall der marxischen Selbstverwirklichung durch Arbeit? - , man muss seine Kompetenz einbringen können und etwas bewirken.) Er fliegt nie auf die Straße, sondern wird „wie ein Staffelstab“ weitergegeben, landet bald in der Hauptstadt. Wie kommt das, ist er kompetenter als alle? Sicher nicht, gibt er sich zu, aber er ist sympathisch, „man mag mich“, erklärt er seiner Frau. 2001, im Rahmen der New-Economy-Krise, kracht allerdings das Software-Start-up, zu dem Kopp, auf besondere Befriedigung hoffend, gewechselt ist, zusammen, alle sechs Mitarbeiter werden entlassen – da beginnt das erwähnte Jahr Arbeitslosigkeit.

Bemerkenswert ist, dass die sechs Entlassenen sich über den Schicksalsschlag in einer ironischerweise „After-Work-Party“ genannten Sauferei hinwegtrösten und dass diese Beziehung bis in die Gegenwart anhält – nicht mehr alle sind in der Branche (einer ist Schulhausmeister, einer war selbständig und hat Konkurs gemacht, einer hat psychische Probleme, einer MS), aber sie sind noch Freunde. Die gemeinsame Rolle als Opfer des Hire-and-fire-Systems schweißt zusammen, nicht gemeinsamer Erfolg.

Bei der nächsten Firma läuft es anders: Als sie verkauft wird, entlässt der neue Besitzer alle – alle anderen außer Kopp. Der reagiert Flora gegenüber mit den Sätzen: „Ich bin Gott. Oder zumindest gottähnlich.“ Er leitet bei Fidelis Wireless jetzt seit zwei Jahren das Büro (genauer: er allein ist das Büro) für die deutschsprachigen Länder und Osteuropa und soll in diesem Bereich den Access-Point, eine Komponenten für sichere drahtlose Systeme vertreiben. (Dass es um Sicherheit im Netz geht, passt gut zu dem angstbedrohten Kopp.) Er ist damit „der einzige Mann auf dem Kontinent“, wie er Flora stolz meldet. Genau genommen hat er in Europa noch einen Vorgesetz-

ten, und zwar in London (somit nicht „auf dem Kontinent“), einen Anthony Mills, dessen Büro die vielversprechenderen Teile des Erdteils abdeckt, einen Mann übrigens, bei dem die sympathische Art, auf die sich Kopp so viel zu Gute tut, keineswegs Wirkung zeigt. (Wenn der barsche Mann am Telefon rüde wird, merken wir, dass unser großes Kind kaum in der Lage ist, „Schimpfe“, auch berechnete, zu ertragen.) Und die Anstellung ist, genau genommen, ziemlich prekärer Natur: Die Firma (deren Name Fidelis – „treu“ – einen immer ironischeren Klang bekommt) zahlt, zumindest bisher, keine Sozialabgaben, und solange das Versprechen, dem abzuhelpen, nicht eingelöst wird, ist das Gehalt inakzeptabel niedrig. Merkwürdig auch, dass das Gebäude in Kalifornien, in dem die Firma ihren Sitz hat, alles andere als repräsentativ ist, wie Kopp im Internet entdeckt. Aber Kopp ist Optimist und führt in dem Büro, das in einem sogenannten Businesscenter angemietet ist (und das gar nicht nötig wäre, weil er Telefonate und Mails auch zu Hause erledigen könnte), eine Art Schlaraffenleben. Essen, trinken, Internet ist seine Genusstrias – das Surfen im Internet hat für ihn Suchtcharakter, auch Nachrichten, die mit seiner Branche gar nichts zu tun haben, saugt er ein als etwas, das ihn ganz selbstverständlich mitbetrifft. Es ist quälend für den Leser mitzuerleben, wie damit ein Tag nach dem andern vergeht, ohne dass er einen fälligen Anruf nach London oder nach Übersee zu passender Uhrzeit erledigt, wie die Zeit „zerfasert“ (was Kopp sich irgendwann selbst zugestehen muss). Kopp ist ein Chaot, ein Messie, im Büro kann man sich vor Stapeln von Access-Point-Kartons kaum noch bewegen (ein Bild für die „Umstelltheit“ seiner Existenz, so Mora selbst), und nur mit Glück findet er seine Visitenkarten oder auch, zu Hause, ein frisches Hemd. Dazu passt, dass er seit zwei Jahren keine Steuererklärung abgegeben, seit Dezember keine Spesenabrechnung gemacht hat. Was arbeitet er eigentlich? Den monatlichen Forecast, die Einschätzung der zu erwartenden Umsätze, erledigt er erst in letzter Minute (der gehört für ihn ohnedies zur Gattung Märchenstunde). Einmal erleben wir einen Besuch beim Kunden, einer Uni, die Interesse an dem Produkt hat (am Dienstag – es ist der erste Geschäftstermin seit dem Freitag, mit dem der Roman beginnt). Kopp kommt gewaltig zu spät, behandelt aber dann den erzürnten Ansprechpartner recht geschickt und präsentiert die Komponenten so gut, dass der Griesgram überzeugt scheint. Kopp ist stolz auf sich („Ich bin gut“). Später aber kommt dann doch eine Absage – aus Kostengründen. Das ist ein typischer Vorgang, der das Problem bei Kopps Aufgabe zeigt: Das Ding, das er verkaufen soll, ist technisch gut, aber für die Kunden in seinem Bereich zu teuer. Sein wohlklingender Posten ist im Grunde ein Bullshit-Job.

Ich habe in der bisherigen Analyse regelmäßig auf Kehrseiten, Fragwürdigkeiten, negative Aspekte hingewiesen. Wichtig für die Wirkung, die das Buch ausübt, ist nun, dass diese nicht von Anfang an im hellen Licht stehen, sondern erst allmählich ins Bewusstsein dringen. Man kann die Erzählung ziemlich lange als die Geschichte eines Glückskinds lesen, das eben zwischendurch auch mal nicht himmelhoch jauchzt, sondern betrübt ist, eines Lebenskünstlers, der, ohne groß Vorsorge zu treffen, schon immer wieder durchkommen wird, eines Menschen mit großer „Glücksfähigkeit“, wie

seine Frau Flora neidvoll formuliert. (Die Autorin nennt ihre Figur einmal abfällig einen „penetrant positiven, leugnenden Dicken“.) Er lebt anfangs noch in der Euphorie der vier paradiesischen Augustwochen (er hat mit seinem Freund Juri aus dem After-Work-Party-Kreis das Leben genossen, als „Freizeitweltmeister“ nach dem Motto: Der siebente Tag soll der Tag der Arbeit sein), aber allmählich verdichten sich für ihn und noch mehr für den Leser die Anzeichen, dass es nicht unbedingt gut gehen muss, dass es nicht gut gehen kann; man entdeckt düstere Andeutungen, z.B. liest man den Satz „Es ist zu Ende“ und merkt, dass er nicht nur das vorübergegangene Wochenende meint. Dieses Umkippen vom scheinbaren „Paradies“ ins Bedrohliche hat dann auch mit der eigentlichen Handlung zu tun.

Dass es eine solche gibt, wird schon auf der ersten Seite angekündigt, damit der Leser im Folgenden weiß, dass es nicht bei der amüsanten Schilderung des kopschen Chaotenalltags bleiben wird.

### **Text 3**

An einem Freitag, dem 5. September, kurz nach 8 Uhr am Morgen, erschien ein Mann, nicht groß, schlank, gebräunt, wohl gekämmt, am Etagenempfang im ersten Stock eines Bürohauses und fragte nach Darius Kopp von der Firma Fidelis. Die Dame am Empfang gab die Information, der Herr sei zu dieser frühen Stunde noch nicht im Hause. [...] Er fragte, ob er ein Paket dalassen könne. Frau Bach wurde vorsichtig. Sie wissen, die Zeiten sind gefährlich [...] Ein Gerätekarton, Inhalt laut Aufschrift und Bild ein WaveLAN24-Access-Point, aber die Verpackung war geöffnet worden, das sah man -, dass Sie mir Ihre Visitenkarte dalassen, würde mir im Fall der Fälle nicht viel helfen. (Sie heißen Sascha, auch das gefällt mir an Ihnen. Gleichzeitig erscheinen Sie mir aber auch zwielichtig. Darf ich vielleicht sehen, was drin ist? Nein, das darf ich nicht.)

Sie hätte ruhig fragen können. Der gut aussehende Mann hätte ihr bereitwillig das Paket über den Tresen geschoben und gesagt: Geld.

Wieder eine Mischung der Perspektiven: Wir erleben die seltsame Begegnung aus der Sicht der für männliche Reize durchaus offenen Empfangsdame, die Schlusspointe setzt aber der Erzähler.

Erst über 40 Seiten später öffnet Kopp (mit einiger Überwindung, das kann ja in Arbeit ausarten) das Paket und findet 40000 € in Bar. Und wir bekommen auch eine Erklärung: Kopp hat einmal ein größeres Geschäft mit zwei armenischen Brüdern Bedrossian abgeschlossen, vermittelt durch Sasha Michaelides (vermutlich Grieche). Die



beiden zahlen aber nicht (Kopp, der nicht gemerkt hat, dass er da hätte hinterher sein müssen, bekommt einen Anschiss von Anthony) und erhalten deshalb nicht die bestellte zweite Lieferung. Jetzt aber, so der schöne Sasha im Begleitbrief, nehmen sie Abstand von dem ganzen Handel, weil sie von ihren Banken keinen Kredit mehr bekommen; Michaelides hat von den an sich fälligen 100000 € wenigstens 40000 aufgetrieben und grüßt freundlich.

Nach weiteren 80 lebensvollen Seiten, es ist inzwischen Sonntag, fängt Kopp an, über das Problem ernsthaft zu reflektieren, in einem imaginären Gespräch mit dem vertrauten Freund Juri (das bringt mehr als ein wirkliches Gespräch), und wird von einer Versuchung überfallen: Die Firma schuldet ihm für die zwei Jahre, die er bei ihr angestellt ist, Arbeitgeberanteile zur Sozialversicherung, und die betragen zusammen ausgerechnet etwa 40000 € - wie wäre es, wenn er einfach ... Oder wenn er London gegen Kalifornien ausspielen würde? Aber nein, er will „anständig“ bleiben, und im Übrigen hat er, wenn er das Armenier-Geschäft unter den Tisch fallen lässt, für die ganze letzte Zeit nichts Nennenswertes vorzuweisen, schon wegen des Wohllebens mit Juri im August. Jetzt, und auch im Folgenden regelmäßig, leidet er unter Attacken des „schlechten Gewissens“. Aber dann verliert er sich in einer Internet-Recherche, und danach holt ihn Juri zum Essen ab („das Essen half“), bei Sonnenaufgang schläft er dann ein.

Zwei Dinge probiert er in der Folgezeit, soweit er neben all den alltäglichen Beschäftigungen Zeit findet: Er versucht erstens, seinen Vorgesetzten in London zu erreichen und ihn um Direktiven zu bitten - unzählige Male, immer vergeblich. (Das ist der Nachteil der wunderbaren neuen Welt der elektronischen Kommunikation: Wenn man keine Telefonnummer bzw. Mailadresse findet – so geht es ihm bei Michaelides – oder wenn kein Kontakt zustande kommt –so bei Anthony – sitzt man einsam im leeren Raum.) Zweitens möchte er den Stapel Bargeld loswerden. (Ein Geldhaufen ist in der digitalisierten Gegenwart etwas Störendes; nicht umsonst sind es Leute vom Grenzbereich der modernen Welt, die ihn abgesetzt haben.) Aber sein Bankberater, den er am Rande einer Anlageberatung darauf anspricht, macht ihn auf ein Problem aufmerksam: das Geldwäschegesetz. Bei Beträgen über 10000 € muss der einzahlende Kunde nachweisen, dass das Geld aus legalen Transaktionen stammt. Sonst wird das Geld konfisziert, möglicherweise erfolgt sogar eine Anzeige. Und wie soll der Nachweis erbracht werden, wenn die Geldquelle hinten weit in Armenien liegt (und möglicherweise eher trübe ist)? Ein Ausweg könnte darin liegen, das Geld in Tranchen unter 10000 € aufzuteilen und von vertrauenswürdigen Personen getrennt einzahlen zu lassen. Kopp denkt an seine Freunde von der After-Work-Party, und zufälligerweise kommt die Runde gerade jetzt zur Geburtstagsfeier des MS-kranken Mitglieds zusammen. Aber bei dem Fest offenbart sich eine allgemeine Verunsicherung und Orientierungslosigkeit, die durch schenkelklopfende Männer-Gaudi überdeckt wird, und Kopp wagt es nicht, sein ernstes Anliegen zur Sprache zu bringen. (Die Feier endet übrigens traurig: Der behinderte Gastgeber muss in die Notfall-Ambulanz ge-

bracht werden; im Raum steht die Möglichkeit, dass er mit Pillen in seinem alkoholfreien Bier versucht hat, Suizid zu begehen.)

Als ob es nicht schon schwierig genug wäre: Das Armenier-Geld-Problem erfährt noch eine Steigerung. Kopp, zunehmend zermürbt, zwischen Tobsuchtsanfällen und euphorischen Phasen schwankend, lässt in einer Wutattacke (er hat entdeckt, dass er eine wichtige Verpflichtung schlichtweg vergessen hat) seinen Bürostuhl gegen den Kartonstapel sausen, der sein Büro zum großen Teil einnimmt, und bringt diesen zum Einsturz. Nachdem er ihn wieder irgendwie aufgebaut hat, wird ihm plötzlich bewusst: Der Karton, in dem die 40000 € stecken, ist weg. Steckt er irgendwo in dem neu aufgehäuften Wall? Oder ist er gestohlen? Kopp macht sich klar, wer alles in den letzten Tagen Zugang zu dem Raum hatte, z.B. die Empfangsdame, die soeben gekündigt hat und jetzt schon in Südamerika ist ... Wir werden es bis zum Ende des Buchs nicht erfahren.

Es gibt aber noch andere Stränge im Roman als den mit dem Bargeld aus Armenien. Es wird Zeit, dass wir uns mit Darius' Frau Flora beschäftigen, der zweiten Hauptperson. Das ist sie nämlich, obwohl der Anteil der Passagen, wo es um sie geht, am Textganzen nicht so sehr groß ist; das liegt natürlich daran, dass Darius die Perspektivfigur ist (er ist immer „auf der Bühne“), kann aber auch von vornherein als Hinweis darauf genommen werden, dass die Aufmerksamkeit des „Businesskaspers“ seiner Frau gegenüber ihre Grenzen hat. (Schon in der Phase der ersten Verliebtheit war es „nicht gerade“ so, „dass er Atemnot bekam, wenn sie sein Sichtfeld verließ“.) Flora, sechs Jahre jünger als Darius, ist Ungarin, wuchs auf dem Lande auf, wollte früh von zu Hause weg, war eine Zeit lang in Budapest, bekam dann ein Stipendium für ein Studium der Literatur- und Theaterwissenschaften in Berlin und arbeitete auch als Übersetzerin. Die Übereinstimmungen mit der Autorin sind reichlich (sie gehen offensichtlich weit über das Genannte hinaus) und ganz unverhüllt. Wir können also davon ausgehen, dass einiges von deren persönlichen Erfahrungen in die Figur eingeflossen ist, wie viel, lassen wir dahingestellt. (Auch dass Moras Ehemann ein Computerfachmann ist und sie viele Bekannte aus der Branche hat, sei eher am Rande erwähnt. Mit der Vorstellung eines Selbstporträts sollte man jedenfalls vorsichtig sein.)

Was erfahren wir über die Vorgeschichte der Beziehung Flora-Darius? Kopp lernt Flora zufällig kennen, auf dem Heimweg von einem üppigen Abendessen mit Juri; bei heftigem Unwetter reißt er das durchnässte Mädchen von einer herunterbrechenden Straßenbahn-Oberleitung weg (na ja, getroffen hätte sie die junge Frau nicht), lässt sich von ihr zum Dank bekochen und weiß: Mit der will ich den Rest meines Lebens einrichten. Nein, nicht weil sie gut kocht (obwohl das schon wichtig ist), es ist Liebe. Sie haben eigentlich nichts gemeinsam (dazu später mehr), aber sie ist sanft, geht fürsorglich und praktisch mit dem Tollpatsch um und hat mit ihm Sex, wann immer er will (flott, ohne metaphysische Dimension wie bei Roth). Man hat manchmal den Eindruck, dass dies Letztere für ihn das Wesentliche der Beziehung ist (er benennt ihre körperlichen Reize sehr offen, dabei für seine Verhältnisse erstaunlich poetisch-

bildhaft; das Buch beginnt schon mit einer entsprechenden Passage beim Aufwachen), aber nein, es zeigt sich, dass er sie liebt, und Liebe lässt sich eben nicht erklären. Bezeichnend, dass er Juris Vorschlag, nach einer Sauferei ins Bordell zu gehen, ablehnt – er sei verliebt. (Dass es aber die Arbeit ist, die den Menschen zum Menschen macht – und nicht die Liebe, muss sie sich dazudenken – sagt er ihr schon auch ausdrücklich.)

Flora hat ihr Studium nicht abgeschlossen, sondern versucht, in der Kulturszene irgendwie Fuß zu fassen. Was sie dabei erlebt, ist grauenhaft: ein fragwürdiger „unabhängiger Filmproduzent“ z.B. lässt sie zeitlich unbegrenzt simple Büroarbeiten ausführen, bezahlt sie nicht, behandelt sie wie Dreck, und natürlich ist jede Frau für ihn ein Sexobjekt.

Auf dem Heimweg nach einer besonders unerfreulichen Szene (der Hund des Ausbeuters beschnuppert sie obszön, ohne dass das den Chef weiter bekümmert, und erbricht sich über ihren Schuh) hat sie ein schlimmes Erlebnis: Beim Warten auf den Bus wird sie von einem Betrunkenen angesprochen, der sie für eine Prostituierte hält. Bei der Rangelerei, die sich daraus ergibt, tritt er sie gegen das Schienbein, das kracht „wie trockenes Holz“.

Die Beinverletzung heilt zum Glück schnell aus, und Flora scheint (!) gut über den Vorfall wegzukommen. Aber wenig später erleidet sie einen veritablen Zusammenbruch: Sie liegt blass und kalt im Bett, eine Woche lang ist sie nicht ansprechbar.

Bevor wir zur unmittelbaren Ursache kommen: Über den Zeitpunkt dieses (jetzt sieben Jahre zurückliegenden) Breakdowns gibt es eine seltsame Bemerkung. „Floras Zusammenbruch erfolgte der Legende zufolge an demselben Tag, an dem Kopp seinen Job verlor.“ Was soll die Rede von der Legende? Damit wird eine tiefere Bedeutsamkeit dieses Zufalls angedeutet, die nicht offen zutage tritt. Man muss wissen, dass Kopp genau jetzt, am Krankenbett der Zusammengebrochenen, Flora einen Heiratsantrag macht, dass sie wenige Monate später die Ehe eingehen und dass dieses Jahr das glücklichste ihrer Beziehung ist. Offenbar ist es das beiderseitige Unglück, das die zwei einander vollends nahebringt. (Wir erinnern uns an den Freundschaftsbund der gemeinsam Entlassenen. Verweisen kann man auch auf Kopps Asthma – auch er hat eine konstitutionelle Schwäche. Strahlende Gesundheit und Erfolg scheinen die Menschen eher zu separieren.) Aber was ist, wenn einer von den beiden (und nur einer) wieder in die Erfolgsspur kommt?

Jetzt aber zum Auslöser des Zusammenbruchs, von dem Flora Kopp später erzählt.

#### **Text 4**

Sie hatte keinen guten Tag. Schon nach dem Aufwachen war da *etwas*, und du weißt, wenn es schon so anfängt, hast du keine Chance. [...] du kannst höchstens hoffen, dass es langsam genug vonstatten geht, dass der Tag zu Ende ist, bevor es unerträglich wird [...] [Im Supermarkt] standen zwei Frauen zwischen den Regalen, und während

Flora sich nach einer Packung Nudeln streckte, sagte die eine zur anderen: ... *und die eine Schwester, wenn ihre Tochter sich in die Hosen gemacht hat, hat sie ihr den nassen Schlüpfer über den Kopf gezogen, so musste sie in der Ecke stehen, die war schon mit einem Jahr sauber* ... Hier bemerkte sie, dass Flora sie anstarrte. Die beiden Frauen starrten zurück und wechselten dann diesen bekannten Blick: Was ist denn das für eine? [...]

Flora drehte sich um, ging nach Hause, [...] sah in den Spiegel, und dann war's vorbei. Ich konnte mir selbst nicht in die Augen sehen, so sehr habe ich mich geschämt.

[...]

Ich möchte nicht mehr leben.

Dass Flora über die barbarische Erziehungsmethode und die anerkennende Art, wie von ihr berichtet wird, entsetzt ist, können wir verstehen. Aber was ist das Neue für uns an der Passage? Wir merken, dass Flora ein psychisches Problem hat. Das eine ist, dass sie mit ihrem Zusammenbruch in erstaunlichem Maße überreagiert, dass sie sich für etwas schämt, was andere begangen haben, dazu kommt aber noch: sie hat schon vorher gespürt, dass es gefährlich wird, d.h. sie unterliegt einer Anomalität, die regelmäßig akut wird. Es ist nicht nur so, dass sie immer wieder Ungerechtigkeiten und Rohheiten (besonders gegen sie als Frau) erleben muss, sie ist auch von ihrer Konstitution her nicht in der Lage, unsre Welt, wie sie ist, zu ertragen.

In einer ärztlichen Diagnose, die eingeblendet wird, wird Flora als „highly sensitive person“ bezeichnet, die nicht zwischen eigenem und fremdem Leiden unterscheiden kann. Solche Menschen erschienen oft besonders widerstandsfähig, weil sie sich von der Welt innerlich abschotten, wenn die „Schutzzone“ aber durchbrochen werde, sei die Hölle los. Heilbar sei das nicht.

Kopp bemüht sich nach Kräften, seiner Frau beizustehen, sie aufzumuntern. (Kurzdialog am Telefon: „Sei tapfer, Kleines.“ „Ohne Pause, Liebster, ohne Pause.“) Aber wir kennen ihn: Es läuft nicht, wie es soll (erst recht, als er wieder in Arbeit ist), sie sehen sich unter der Woche nur kurz, weil Darius so spät nach Hause kommt, er vergisst, was er zu erledigen versprochen hat, er muss gerade etwas anderes recherchieren, statt sie anzurufen, oder der Handy-Akku ist dummerweise leer usw. Sie nimmt das, entsprechend der zitierten Diagnose, lange Zeit unglaublich gelassen hin und kümmert sich ihrerseits rührend um ihr tollpatschiges Riesenbaby.

Flora entschließt sich, ihre Aspirationen auf eine berufliche Tätigkeit im Kulturbereich aufzugeben. und lieber Gelegenheitsjobs anzunehmen. „Ich denke, meine Würde so eher bewahren zu können.“ Auch die Übersetzertätigkeit führt sie nicht fort, die

Texte sind einfach zu schlecht und sie hat neben der Arbeit keine Zeit dazu. (Später sieht sie den wahren Grund darin, dass sie es sich nicht mehr zutraut – dass „meine Talente verloren gegangen“ sind.) In der Woche, in der der Roman spielt, kellnert sie, wie schon seit einiger Zeit, in der „Strandbar“. Die Arbeitsatmosphäre dort gibt ihr allerdings genügend Anlass zum Leiden, und der absolut rücksichtslose Kneipier straft ihre Hoffnung, etwas wie Würde zu behalten, Lügen. Wiederholt sind Zusammenbrüche aufgetreten.

Einer Rettung aus dieser schlimmen Situation durch die Beziehung zu ihrem Mann steht außer der Unfähigkeit Kopp, sich auf ein solches Vorhaben zu konzentrieren, auch entgegen, dass die beiden völlig verschiedene Interessen haben, oder besser, in ganz verschiedenen Welten leben. Flora hat keine Affinität für die Technik, schon gar kein Verständnis für Kopp's manisches Abtauchen ins Netz; sie selbst liest in jeder freien Minute belletristische Literatur (kaum weniger manisch), für die er sich in keiner Weise erwärmen kann. Und Flora ist kein Stadtmensch, der sich im amorphen Geräuschhintergrund und im Kunstlicht der Metropole wohlfühlt, sondern braucht Pflanzen, Tiere, Natur. (Darauf verweist schon ihr Name Flora; in der Stadtwohnung hält sie sich wenigstens Balkonpflanzen.) Sie lernt eine Frau namens Gaby (mit Ypsilon) kennen (auf dem Markt bezeichnenderweise, am Stand eines Biobauernhofs), die zwar einen Beruf in der PR-Branche hat, aber eigentlich ganz „alternativ“ denkt und fühlt. (Sie fragt immerhin Kopp, was er denn so treibe und lässt ihn lustvoll erklären, aber am Ende macht sie deutlich, dass sie „diesen ganzen technischen Schickschnack für vollkommen überflüssig“ halte.) Zwischen den beiden Frauen entsteht unmittelbar eine enge Beziehung. (Kopp konstatiert bei Gaby eine lesbische Neigung und ist gehörig eifersüchtig, Flora wiegelt halbherzig ab und spricht von einer „mütterlichen Freundin“.) Und jetzt kommen wir wieder in der Woche an, in der der Roman eigentlich spielt: Am Wochenende fährt das Ehepaar Kopp zu einem Haus mitten im Walde, das Gaby gehört. Flora ist ganz und gar euphorisch, beim Nacktbaden in einem Waldsee am späten Freitagabend und bei der hingebungsvollen Betätigung im Garten. Er empfindet das Baden auch als irgendwie ganz reizvoll, aber im Garten schläft er auf dem Liegestuhl ein. Land ist langweilig, schon weil der Netzeempfang so schlecht ist. Am nächsten Tag, als sie noch einmal zu dem See fahren, wo jetzt u.a. eine Ökobauern-Familie („Wurzelzwerge“ nennt Kopp sie) in guter DDR-Tradition textilfrei badet, zeigt sich der Gegensatz der beiden Kopp's fast plakativ: Während sie in der paradiesischen Umgebung hingeeben Updike liest, tippt er auf seinem Handy herum. Nach ihrer Klage, er störe sie, lässt er sich bloß dazu herbei, das Piepsgeräusch der Tasten abzuschalten. Beim Heimradeln zu Gabys Haus erleben wir geradezu eine Apotheose seiner Beheimatung im Netz (ironisch getönt, gewiss):

#### **Text 5**

Als er das Telefon zum Ohr hob, blitzte ein letzter Strahl der scheidenden Sonne auf dem silbernen Gehäuse auf. Von Gottes Licht befruchtet. Kopp, ein geborener Heide, assoziierte natürlich in eine ganz

andere Richtung: als wäre das der sichtbare Strahl, der vom Satelliten direkt zu ihm fiel und ihm die relevanten Informationen brachte.

Es gibt noch einen weiteren Strang, der das bewusste Durcheinander der Linien noch vielfältiger macht: Kopp's Familie. Der Vater, mutmaßlich unehelicher Sohn eines Polen (daher der an den Sohn weitergegebene Vorname Darius), ein „Egoist“, wie der Junior ihn kurz abstempelt, hat sich nach der Wende von der ungeliebten Muss-Ehefrau scheiden lassen und führt, durch dubiose EU-Geschäfte und Ausbeutung von Angestellten wohlhabend geworden, ein feines Leben, meist auf Reisen. Die Mutter, besitzergreifend, egozentrisch, hypochondrisch (und auch wirklich nicht gesund) nervt ihren Sohn unendlich durch dauernde Anrufe und ihre Abneigung gegen seine osteuropäische Ehefrau. Und dann gibt es noch die jüngere Schwester Marlene: als frühe uneheliche Mutter zweier wenig anziehender Kinder und Partnerin eines arbeitslosen, faulen Lebensabschnittsgefährten ohnedies überfordert, macht sie mit 31 Jahren noch eine Ausbildung zur Physiotherapeutin (ihre letzte Chance im Leben) und dreht jetzt kurz vor der Prüfung beinahe durch. Beide Frauen wollen von Darius und seinen eventuellen Problemen nicht das Mindeste wissen und fordern statt dessen seine finanzielle und auch praktische Unterstützung ein. Genug Anlass, den Kontakt mit den beiden zu scheuen, aber irgendwann wird Darius klar: Der tiefere Grund für seinen Widerwillen, mit ihnen zusammenzutreffen, ist, dass sie ihn an die alte Existenz vor der Wende, die Ohnmacht und stille Furcht, erinnern, ja, an sein eigenes altes Ich. (Und was ist sein neues Ich? Selfmademan und Schlaraffe?)

Zu einem Zusammentreffen kommt es in der Tat in der geschilderten Woche („die Familie schlug schon am Mittwoch wieder zu“). Darius bekommt morgens einen hysterischen Anruf von Marlene, dem er irgendwie entnimmt, der Mutter sollten in dem Krankenhaus, in dem sie sich gerade wegen ihres Arterienleidens aufhält, beide Beine abgenommen werden. Obwohl die Leute im Krankenhaus, die er erreicht, davon nichts wissen, und obwohl ihm der Kopf brummt wegen der ungeklärten Bargeld-Affäre und beunruhigender Informationen von alten Geschäftsfreunden über seine Firma, fühlt er sich verpflichtet hinzufahren, in mehrstündiger Eisenbahnreise. In dem Provinz-Krankenhaus (schauderhaft für den Großstadt-Luxus-Menschen Darius) stellt sich heraus, dass die Mutter die Sache mit den Amputationen nur geträumt hat. Im Übrigen freut sie sich kein bisschen über die Fürsorge des Sohns und erweist sich als das Schreckbild einer unausstehlichen, dominant-aggressiven, sich selbst bemitleidenden Patientin. Es kommt zu lauten Wortwechseln mit der Mutter und auch der bedauernswerten Marlene (der „rasenden Proletin“), aber in die (zweifelloos höchst berechnete) Wut mischt sich eine Hemmung, der Mutter, der Schwester weh zu tun. (Wir erinnern uns an seine Hemmung bei den Überlegungen bezüglich der Bargeldsumme: Er wollte doch immer „anständig“ bleiben.) Er fühlt Bedauern, verspricht alles, was er soll, und begibt sich spät am Abend auf die Heimfahrt.

Diese wird zum Martyrium für Kopp. Überfüllung, kaputte Toiletten und ein länger dauernder Lokscha den entnerven ihn, plebejische Mitreisende sind unfreundlich gegen das Sensibelchen Darius. (Hier fällt der Ausdruck „Businesskasper“ für den telefonierenden und zwischendurch hemmungslos fluchenden Anzugträger.) „Zermürbt“, „beschämt“, „demontiert“ kommt er an. Er fühlt Hass, zugleich hört er im Kopf eine Stimme: „Du hast kein Recht, sie zu hassen und zu verachten.“ Zwischendurch hat er daran gedacht, Flora anzurufen, aber macht dann doch etwas anderes. In der Hauptstadt fährt er zur „Strandbar“ (im Taxi, wie fast immer – „Soviel habe ich mir verdient“), Flora ist aber schon gegangen, sie habe ihre Tage. (Mit dieser Begründung ist sie auch vor dem Aufbruch Kopp s seinem Wunsch nach Sex nicht nachgekommen – zum ersten Mal im Roman.) Statt sie zu Hause aufzusuchen und zu trösten (dazu ist er „zu müde“), lässt er sich ins Büro bringen und macht die längst fällige Abrechnung, ausnahmsweise ganz konzentriert, bis zum frühen Morgen.

Und jetzt beginnt das Finale. Zuerst: Flora. Schon nach Darius' Abfahrt erlebt sie Verstörendes - zumindest stellt es sich der Erzähler so vor; die ganze Passage ist weitgehend als eine Reihe von Fragen, nicht von Aussagen formuliert. Wir denken daran, dass nicht Flora, sondern Darius die Perspektivfigur ist. Wir hören z.B. von einem Bettler, der Floras Gabe, weil sie kleiner ausfällt als er gewünscht hat, höhnisch kommentiert und so die hochsensible Frau tief verletzt. Gaby, die sie später trifft, merkt: Es ist ein Tag, an dem ihr „das Leben wieder zu nah tritt.“ Bei der Arbeit geht es besonders übel zu, Kollegen und Chef behandeln sie abscheulich. Dazu kommen die Menstruationsbeschwerden, die ungewöhnlich schlimm sind. Bei genauem Lesen der Passage und von Referenzstellen merken wir, dass es sich bei den Vorgängen auf der Toilette, die recht krass wiedergegeben werden, in Wirklichkeit um einen frühen Abort handelt – Flora und Darius versuchen seit Langem vergeblich, ein Kind zu bekommen. Der Chef weiß das natürlich nicht, sondern geht davon aus, dass sie eben ihre Tage hat, aber die Frauengeschichten gehen ihm prinzipiell auf die Nerven und er droht mit Entlassung. (Hier wie auch sonst merken wir, dass Floras Rolle eine spezifisch weibliche ist.) Flora kann aber unmöglich weiterarbeiten und geht nach Hause. Darius hat sich den ganzen Tag nicht gemeldet, und sie selbst konnte ihn mit dem Handy trotz vieler Versuche nicht erreichen, sie fühlt sich „verraten und verkauft“. So kann es gewesen sein.

Als Darius jedenfalls um vier Uhr morgens „stinkend“ nach Hause kommt, ist ihre „Schutzzone“, wie jener Arzt es formuliert hatte, endgültig durchbrochen – während er auf der Toilette sitzt, verlässt sie die Wohnung. Zum ersten Mal folgt einem Zusammenbruch eine Aktion. Dem nacheilenden Darius gelingt es nicht, sie mit seinen wortreichen Entschuldigungen und Versprechungen zur Umkehr zu bewegen, sie steigt am Bahnhof, nachdem sie es in den gewünschten Zug nicht geschafft hat, in irgendeinen anderen ein, denn sie will weg, nur weg. „Lass mich einfach in Ruhe!“ sind ihre letzten Worte.

Bereut Darius? Gewiss, er ist tief erschrocken, aber in die Zerknirschung mischt sich Wut: auf die „Ökorumantiker“ Gabys, zu denen Flora offenbar fahren will – mit denen kann man doch keine Gesellschaft am Laufen halten, dazu braucht man Geschäftsleute wie ihn, die sich unermüdlich abrackern ... Und dann hat er bald noch über anderes nachzudenken.

Denn das Finale geht weiter: Jetzt die Firma. Darius hat, wie schon angedeutet, bereits tags zuvor von einem ehemaligen Kollegen ein Gerücht zugetragen bekommen: Seine Firma Fidelis sei dabei, mit einem anderen Unternehmen der Branche zu fusionieren. Bill in Kalifornien allerdings hat, als Kopp ihn ganz überraschend ans Telefon bekam, abgewiegelt (und ihm die so lange ausstehende Zahlung der Arbeitgeberanteile versprochen). Aber das war eine bewusste Täuschung. Kopp hat zunächst einen fürchterlichen Abend erlebt – gerade jetzt kommt die erwähnte nachträgliche Absage von der Uni, gerade jetzt stellt er fest, dass die 40000 € unauffindbar sind, er ist so kaputt, dass er mit dem Rettungswagen vom Büro ins Krankenhaus gebracht werden muss, aus dem er dann am nächsten Morgen ohne ärztliches Plazet wieder loszieht. Im Auto – er hat endlich seinen Führerschein wieder zugestellt bekommen – erhält er nun einen Anruf von Anthony aus London: Erst einmal solle er am Straßenrand anhalten (Schockgefahr), und dann erfährt er, dass Fidelis Wireless mit der Firma Opaco fusioniert (es stimmt also) und seine Funktion von dem neuen Firmenteil übernommen wird. Das heißt: Kopp ist entlassen. (Tja, und jetzt weiß er auch, warum er die ganze Woche niemand von diesem „Saftladen“ - Floras Ausdruck - ans Telefon bekommen hat.)

Nach dieser doppelten Katastrophe geht es sehr rasch. Die Verfasserin leistet sich für den ganzen letzten Tag (von 8) gerade 12 Seiten (von 375), allerdings bedeutungsvolle.

Kopps erste Reaktion ist überraschend. Er wendet den Wagen und fährt statt ins Büro – nicht etwa zu Flora, obwohl er während der gesundheitlichen Attacke am Abend ständig ihren Namen im Sinn hatte, sondern nach Maidkastell (hier wird der Name genannt) zur Familie. Und siehe da: Im Krankenhaus, wo alle um die zickige Oma versammelt sind, geht es ganz friedlich ab. Marlene strahlt: Sie hat ihre erste Prüfung abgelegt, und es lief ganz gut. Er lächelt sie an, sie erwidert das Lächeln und ist sich mit ihm einig, dass er als kompetenter, engagierter, loyaler Mensch bald eine neue Stelle finden wird. Nur bei der Erwähnung von Flora huscht „ein durch Eifersucht bedingtes demonstratives Desinteresse“ über die Gesichter von Marlene und Mutter Greta. Nun ja, „es kann sich nicht *alles* ändern“, denkt Darius (d.h. vieles *hat* sich geändert).

Wie erklären wir uns das? Mit dem Verlust der Rolle des erfolgreichen kapitalistischen Businessman ist offenbar das tiefere Hindernis entfallen, das ein echtes Zugehörigkeitsgefühl zur Familie und eine Überwindung der Entzweiung unmöglich machte. (Und außerdem hat Kopp in seiner mehrfachen Isolierung jetzt irgendeinen Anschluss nötig.)



Was den Optimismus Kopp's bezüglich einer neuen Stelle betrifft, muss der Leser allerdings dem ehemaligen Glückskind nicht unbedingt folgen. Darius hat zwar von den ehemaligen Kollegen, die ihn auf die bevorstehende Fusion aufmerksam machten, ein Angebot zur Teilnahme an ihrem Startup erhalten, eine Stelle mit dem wohlklingenden Titel „Vice President“, aber er soll da 50000 € selbst einbringen, 25000 € davon sofort, und die Sache (eine Art Online-Restorierampe für elektronische Geräte) macht auch einen eher windigen Eindruck. Und welchen Wert großartige Titel haben, müsste der ehemals „einzige Mann auf dem Kontinent“ inzwischen wissen.

Jetzt aber, wir sind auf den letzten eineinhalb Seiten des Buches, geht's zu Gabys Haus auf dem Lande. Vor dem Haus, das ganz dunkel ist, hat Darius das Gefühl, „ich komme hier quasi nach Hause“, und es scheint ihm, als müsse er einen Wassergraben überspringen, um „diese Lücke, die sich aufgetan hatte, zu schließen.“ Ein Nachbar teilt mit, dass alle auf dem nahen Ökohof bei einer Geburtstagsfeier seien.

Und nun der letzte Abschnitt des Romans:

#### **Text 6**

Sie saßen in großer Runde auf dem Hof, aber nah am Haus. Kopp glaubte den Mann, die Frau und das Kind vom Dorfstrand zu erkennen. Die anderen kannte er nicht. Sie waren schon beim Dessert und dem Wein. In Gläsern flackerten Teelichter. Flora saß mit dem Rücken zu ihm.

Gaby sah ihn zuerst. Sie berührte Flora am Unterarm und zeigte auf ihn.

Sie kam. Sie gingen ein wenig beiseite, um nicht ganz nah am Tisch zu stehen, aber auch nicht völlig im Dunkeln.

Kopp begann es so: Du bist die Liebe meines Lebens.

Was ist das für ein Schluss? Ein Happy End? Der Abschnitt ist sprachlich ganz schlicht, kurze Sätze, keine „Mixtur“ der Perspektiven und Ebenen. Die Atmosphäre ist stimmungsvoll und anheimelnd, zumindest für Leute wie die, die an dem Fest teilnehmen. Und Kopp, der bisher in so einer Situation am liebsten zum Handy gegriffen hätte, hat ja soeben ein Gefühl von Heimkommen, Graben-Überwinden verspürt. Auch mit der Familie hat er zuvor eine Art Frieden geschlossen, der offenbar auf eine Loslösung von seiner ihm bisher so beherrschenden, separierenden] Rolle zurückzuführen ist. Flora steht sofort auf und kommt zu ihm, geht ein wenig beiseite, aber so, dass die beiden nicht von der Runde abgesondert sind. Und auch eine Parallele aus der Vergangenheit kann einem einfallen: Schon einmal waren sie beide ohne Arbeitsstelle, so wie jetzt auch, und da begann die glücklichste Zeit ihres Lebens, ohne Fixierung aufs Essen, in geistiger Offenheit, frei von der Business-Rolle.

Aber es klingt fast zu schön, um wahr zu sein. Kann der Kopp, den wir kennen gelernt haben, sich wirklich in diese Gesellschaft integrieren? Kann er die Sensibilität erwerben, die seine Frau braucht? Kann Flora nach diesem „Explodieren“ noch einmal Vertrauen zu Kopp fassen? Kann sie noch einmal zurück in die städtische Existenz mit ihren ständigen Anlässen, sich verletzt zu fühlen?

Es ist ein klassischer offener Schluss. Stellen wir uns dieser Offenheit, erleben wir von ihr her die komplexe Konstellation des Romans noch einmal nach und spicken wir nicht zu früh in den zweiten Roman, um zu sehen, wie die Autorin selbst sich später die Fortsetzung gedacht hat.

Dr. Gerhard Vogt, 19. November 2018

Zwei Zitate als Zugabe:

Die Autorin über ihren Roman:

„Und für mich ist der Roman ein Buch zur Frage, wie wir sind, wie wir leben, und zwar nicht nur jetzt, sondern schon seit einer ganzen Weile. Was bedeutet Arbeit für uns? Wie arbeiten wir, wie werden wir arbeiten, und wie beeinflusst dies unsere Lebensweise?“

(Terézia Mora, Internet, vor 2013)

Ein Zitat zur Illustration des gegenwärtigen Zustands der Literaturwissenschaft:

„Die mittlerweile zur Epochensignatur erklärten transitorischen Identitäten können [...] auf verschiedenen Ebenen des Romans reflektiert werden: auf der Ebene des Thematisch-Motivischen im Bezug auf Nicht-Orte, aber auch auf der Ebene der Textualität selbst. Es sollen hier demnach nicht nur die Infiltrationen von Raum und Subjekt, die Entortung des Subjekts angesichts konturloser, unspezifischer Nicht-Orte gezeigt werden. Moras Roman wendet durch fluktuierende Perspektiven, durch architektonische Systemreferenzen und intertextuelle Einzeltextreferenzen die Problematik des Transitorischen ins Metafiktionale.“

(Erika Hammer. Identität im Transit. Nicht-Orte und die Dissoziation des Subjekts in Terézia Moras Roman *Der einzige Mann auf dem Kontinent*.)